

**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin  
**Herausgeber:** Verein Saiten  
**Band:** 11 (2004)  
**Heft:** 122

**Artikel:** Herr Peterer und das Jolz  
**Autor:** Surber, Kaspar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-885309>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Herr Peterer ist der fabelhafteste Gärtner der Welt, ich weiss das, ich weiss das schon lange, ich habe ihn beobachtet durchs Kinderzimmerfenster, wie er da hinten am Waldrand die dünnen Äste zusammengebunden hat, zu «Pöscheli», wie man hierzulande den Zauberring nennt. Immerzu hat er den Wald aufgeräumt, und erst wenn die Sonne fiel und das Licht gelb wurde und rot, hat er sich auf die Bank vor dem Haus gesetzt und sich eine Pfeife angezündet.

Jahre später bin ich hinübergegangen, in das windschiefe Haus zwischen Lärche und Nussbaum, Herr Peterer sitzt am Ofen, er trägt schwarze Schuhe und braune Wollsocken, blaue Zwilchhosen und eine grüne Helly-Hansen, und seine Frau beginnt zu erzählen. Wie sie aufgewachsen sind, während dem Krieg, im Appenzellischen, wo die Bauern mehr Kinder hatten als Kühe. Wie sie sich kennenlernten in Teufen, er Knecht, sie Magd, und wie sie in Rotmonten einen eigenen Hof bewirtschafteten und Kinder grosszogen, bis der Rücken nicht mehr mochte und die Zeit eine andere war: Zur Eröffnung einer neuen Quartierstrasse lud man nicht mehr die Bauern, nur noch die Nachbarn ein. Die beiden zogen von der Holzstrasse ins Bergholz in Kronbühl, Peterer arbeitete in der Fabrik und nebenher im Wald.

Die Ruhe im Wald, die habe er geschätzt, überhaupt das Draussensein bei jedem Wetter, das Leben mit der Natur, sagt Peterer. Mit einem alten Bauernfreund, dem Sonderegger, sei er viel unterwegs gewesen, der kriegte jeweils von den Förstern, was nach den Stämmen übrigblieb, überhaupt, «der Sonderegger war ein guter Holzer, der hats verstanden». Auf das Holz an sich nämlich müsse man achten, das Tannige sei nur fürs Anfeuern gut, das gäbe keine Glut, gut sei das Buchige, das zweijährige, verrät Herr Peterer, und die Augen funkeln aus seinem alten Gesicht.

Dann wird es still in der Stube. Diesen Winter konnte Peterer zum ersten Mal nicht mehr nach draussen, es mag ihn, dass einer wie er nicht mehr arbeiten kann. Auch ist der Sonderegger gestorben, oder, wie Peterer sagt: «Der Sonderegger kann nicht mehr holzen.» Peterers Frau deutet zum Himmel und lacht: «Was weiss du schon, was der da oben für eine Arbeit hat?» **Kaspar Surber**

# VOM HERBULARIUS IN DIE WILDEN GÄRTEN

**Exemplarisch erzählt die Kartause Ittingen die Geschichte des Gartens, von den Anlagen der Mönche zu jenen der modernen Kunst. Dorothee Messmer, Kuratorin des im Gelände untergebrachten Thurgauer Kunstmuseums, bahnt sich einen Weg durchs Dickicht.**

Der Garten lässt sich sprachwissenschaftlich auf das indogermanische Wort «gher» zurückführen, was «fassen» bedeutet. Daraus entwickelte sich «ghortos», wörtlich übersetzt: «das Eingefasste, Eingefriedete, das Geschlossene». Der Hag und die Mauer waren es also, die dem Garten zu seinem Namen verhalfen. Auch die Kartause Ittingen ist ein Ort, der in besonderem Masse abgeschlossen ist. Die Mauer des Kartäuserklosters trennt das Innere von der Aussenwelt ab. Ja, selbst im Vergleich mit anderen klösterlichen Gemeinschaften und im Wissen um die mittelalterlichen Gefahren, die eines speziellen Schutzes bedurften, ist die Abkoppelung der Kartäusermönche gegenüber der Aussenwelt einzigartig. Der Rückzug aus der Gesellschaft ist ein absoluter, sein Weg führt in die Einsamkeit, weg von den Menschen, hin zur Zwiesprache mit Gott. Heute sind in Ittingen auffallend viele Gärten zu bewundern. Anlagen aus der Zeit des Klosters und Projekte, die neueren, nachklösterlichen Ursprungs sind, gehen ineinander über. Vom Paradiesgarten über den Friedhof, den Kräutergarten, den barocken Lustgarten und das meditativ erlebbare Labyrinth bis hin zu Projekten von Kunstschaffenden sind verschiedenste Arten und Formen von Gärten auf dem Gelände zu besichtigen. Gärten sind immer auch ein Spiegel ihrer Zeit und geben Einblick in Lebenseinstellungen und -vorstellungen ihrer Erschaffer. Doch beginnen wir beim Ursprung.

## Die Klostergärten – Abbild vom Paradies

Seit 1150 lebten auf dem Gelände Ittingens, das ursprünglich ein Sitz des niederen Landadels war, Augustiner Chorherren. 1461 erwarb der Kartäuserorden das verarmte Stift und gründete eine Kartause. Gegen 400 Jahre lebten die Kartäusermönche in Ittingen ein zurückgezogenes Leben des Gebets und der Kontemplation, in selbstgewählter Einsamkeit.

Der Garten hatte im Mittelalter starke symbolische und religiöse Bedeutung. Vielen Pflanzen wurde eine heiligende Wirkung zugesprochen, und sie galten als Symbol für das Leben – die Geburt, den Tod und die Auferstehung. Wie in jedem Kloster hatten die Gärten in

Ittingen verschiedene Funktionen, die klar getrennt waren: der Arzneigarten oder Herbularius, der für medizinische Zwecke angelegt war, ein rechteckiger Gemüsegarten, genannt «hortus», nicht zu vergessen die auswärtigen Gärten des Guthofs, wo das tägliche Gemüse für die Angestellten und Knechte angebaut wurde. Schliesslich der Baum- und Obstgarten: Er war gewöhnlich gleichzeitig der Friedhof des Klosters.

Für die Kartäusermönche hatten die verschiedenen Gärten aber noch eine ungleich höhere Bedeutung. Der Ordensangehörige, der dem Schweigegelübde verpflichtet war, verbrachte den grössten Teil seines Lebens in seiner Zelle, die die Form eines kleinen Häuschens hatte. In dieser selbstgewählten engen Lebenswelt hatte der kleine Garten, über den jede Klausur verfügte, und der wiederum durch eine mannshohe Mauer von der Aussenwelt abgetrennt war, einen hohen Stellenwert. Über einen Zutritt gelangte der Mönch in einen gedeckten Laubengang. Daneben lag das Gärtchen, das nach Belieben bepflanzt oder sich selbst überlassen wurde.

Im grossen Kreuzgarten, über den Gang mit den Klausen verbunden, trafen sich die Mönche zur sonntäglichen Rekreation. Hier durften sie sich erholen und für eine gewisse Zeit auch miteinander reden. Der Kreuzgarten ist bewusst lieblich gestaltet, denn er stellte für die Ordensleute ein Abbild des Paradieses dar – den Garten Eden. Hier wachsen Bäume mit Früchten, mit ihrem jährlichen Lebensrhythmus ein Sinnbild der Auferstehung. In seiner Mitte befindet sich das Sommerkolloquium, ein Gartenhäuschen mit einem Brunnen. Der kleine Kreuzgarten diente als Friedhof des Klosters. Hier, gleich neben der Kirche, wurden die Mönche bestattet.

## Bürgerlicher Landsitz – Musse und Repräsentation

1848 wurde das Kloster säkularisiert, und die Mönche mussten das Kloster verlassen. Der junge Kanton Thurgau brauchte Geld, und in einer Zeit, da Sozial- und Bildungsaufgaben mehr und mehr in staatliche Verantwortung übergingen, sahen viele Menschen keinen Sinn mehr im scheinbar unnützen, von der übrigen